

*Kommunist sein, bedeutet
kühn sein, denken, wollen, wagen!*

W. W. MAJAKOWSKI



Ausgabe 50 - November 2020

Inhalt

Die Straße, in der ich wohne	1
Gedanken im November des Jahres 2020	1
Die Novemberpogrome in Thüringen	5
Der „Tennisjude“ Dr. Cohen aus Sonneberg	7
In eigener Sache	9

Die Straße, in der ich wohne

Gedanken im November des Jahres 2020

von Brigitte Dornheim

Als Kind sah ich einmal einen sowjetischen Film mit dem Titel „Das Haus, in dem ich wohne“. Ich weiß noch, dass mich dieser stark beeindruckte und zwar so stark, dass ich ihn bis heute nicht vergessen habe. Wenn ich mich richtig erinnere, gab dieser Film den Zuschauern einen Einblick in das Leben von Familien eines großen Hauses in Moskau und zwar in den

Jahren vor, während und nach dem Großen Vaterländischen Krieg. Wie bei den meisten sowjetischen Filmen, und ich sah sehr viele, fühlte ich mich einbezogen, freute mich mit den Menschen, war glücklich und lachte mit ihnen, genauso wie ich mit ihnen litt und weinte. Als ich vor ein paar Jahren begann, mich wieder der russischen Sprache, die ich ja vor einer halben Ewigkeit sieben Jahre lang in der

Schule gelernt hatte, zu widmen, tat ich dies vor allem mit Hilfe von russischen Liedern. Und wenn ich das Video mit dem Lied „Uliza maja“, also „Meine Straße“, mit Bildern des gleichnamigen Films im Hintergrund sah, dachte ich immer an jenen Film. Diese Filme und dieses Lied brachten mich auf die Idee, mir Gedanken zu der Straße zu machen, in der ich heute lebe.

Es ist die Karlstraße in meiner Geburts- und Heimatstadt Sonneberg in Thüringen, und die Gedanken zu dieser Straße sind vor allem von melancholischer Art. Schon das Nachdenken über den Straßennamen macht mich aber nicht nur melancholisch, sondern auch wütend. Karlstraße war der Name vor 1945, zu DDR-Zeiten bekam die Straße den Namen von Dr. Theodor Neubauer und nach 1990 wurde sie rückbenannt wie es im bürokratischen Deutsch heißt. Haben sich die damals dafür Verantwortlichen darüber informiert, wer da dieser Straße den Namen gab? Ich weiß es nicht, aber ich glaube eher nicht, denn es musste wohl alles, was irgendwie rot im Sinne von kommunistisch war, weichen. Ich jedenfalls bin stolz, dass die Straße, in der ich wohne, einst den Namen des von den Nazis ermordeten Thüringer Kommunisten, antifaschistischen Widerstandskämpfers, Reichstagsabgeordneten der KPD und fortschrittlichen Pädagogen trug.

Ich lebe seit nunmehr 22 Jahren in dieser Straße. In jenen Jahren hat sich sehr viel verändert. Viele der ehemaligen Nachbarn, mit denen ich in der sogenannten Wendezeit oft sprach und häufig feierte, sind weggezogen oder leben nicht mehr. Mit den Bewohnern der umliegenden Mietshäuser findet man heute nur

schlecht Kontakt, und es ist auch nicht gerade erstrebenswert, das zu tun. Es ist jetzt so, wie es im Westen Deutschlands wohl schon immer war, jeder macht die Tür hinter sich zu und interessiert sich nicht für seine Mitmenschen. Dieses neue Miteinander, welches ja eigentlich nur ein Nebeneinander ist, war dort, wo ich 38 Jahre lebte, bevor ich in die Karlstraße zog, nicht typisch. 1960, mit zehn Jahren, zog ich mit meinen Eltern aus dem Sonneberger Stadtteil Hüttensteinach, wo ich geboren wurde, in das Sonneberger Neubauviertel Wolkenrasen. Welch ein Unterschied in den Lebensbedingungen. In dem alten Schulgebäude in Hüttensteinach, in dem wir gewohnt hatten, gab es nur im Treppenhaus fließendes Wasser und dies war kalt. Eine Etage unter unserer Wohnung befand sich die Toilette, ein sogenanntes Plumpsklo mit aufgespießtem Zeitungspapier an der Wand. Die Wäsche wurde im Waschhaus gerumpelt und in einem großen Kessel gekocht. Für unsere Zweieinhalbzimmer-AWG-Neubauwohnung hatte mein Vater 600 sogenannte Aufbaustunden geleistet, und wir hatten Genossenschaftsanteile bezahlt. Jetzt besaßen wir ein Bad mit fließend warmem Wasser, mit angepasster Badewanne, Waschmaschine und WC. In der Küche standen ein Kühlschrank und ein Gasherd. Ich konnte am Schreibtisch in meinem Kinderzimmer Hausaufgaben machen und im Sommer auf unserem Balkon. Wir hatten es also wie die meisten DDR-Bürger in den 60er Jahren zu einem bescheidenen Wohlstand gebracht. Meine Mutter arbeitete damals in der Wäscherei im Krankenhaus und mein Vater war Lehrer an der POS Wilhelm Pieck in diesem Neubauviertel, an der Schule, an der ich nach meinem Studium dann 20 Jahre als Lehrerin

für Deutsch und Geschichte unterrichtete. In jener Zeit lebte ich mit meinem Mann und meiner Tochter im Wolkenrasen, auch in AWG-Wohnungen (Arbeiterwohnungsbaugenossenschaft), zunächst in einer ohne Kinderzimmer und dann in einer Wohnung mit Kinderzimmer und Fernheizung. Ein wahrer Luxus in der damaligen Zeit. Es waren schöne Jahre. Mit meinen Nachbarn, mit meinen Kollegen und auch mit vielen Eltern meiner Schüler verband mich ein herzliches Verhältnis. Es waren eben die heute oft vermissten guten zwischenmenschlichen Beziehungen in einer sozialistischen Gesellschaft, die größtenteils auf Achtung, gegenseitige Hilfe und Wertschätzung beruhten. Neid, Missgunst und Konkurrenzdenken musste ich nicht kennenlernen. Soziale Unterschiede wurden nicht gelebt. Dieses sozialistische Miteinander prägte auch meine Schulzeit an der POS und der EOS, der Erweiterten Oberschule, an der ich 1969 mein Abitur ablegte. Und somit komme ich zurück in die 60er Jahre und zurück zu der Straße, in der ich jetzt lebe. „Meine Oberschule“ befand sich nämlich in der heutigen Karlstraße, also der damaligen Dr.-Theodor-Neubauer-Straße. Ich wohne in unmittelbarer Nähe zu dem großen Gebäude, in das ich von 1966 bis 1969 jeden Tag zur Schule ging. Ich glaube, ich war eine der wenigen, die mit dem Fahrrad, einem „Diamant-Rad“ zur Schule fuhren. Die meisten meiner Mitschüler waren stolze Besitzer eines Mopeds oder auch Motorrads. Die Straßen um die Schule herum waren mit diesen motorisierten Zweirädern, die zumeist aus dem VEB Simson Suhl kamen, voll belegt. Nicht nur auf den Straßen vor dem Schulgebäude, sondern auch im Innern desselben und auf dem Schulhof herrschte immer ein quirliges Treiben

und an den Fenstern bildeten sich in den kleinen Pausen immer richtige Trauben von jungen Menschen, oft auch in der FDJ-Bluse. Heute komme ich fast täglich an diesem Gebäude vorbei und es macht einen traurigen, verlassenem und verwahrlosten Eindruck. Ich schaue dann immer zu den Fenstern, hinter denen unser Klassenraum lag, und versuche, mich zu erinnern. Wer erinnert sich nicht gern an seine Jugend? Bei mir lässt aber dieser Kontrast zwischen gestern und heute eine Art Heimweh aufkommen, Heimweh nach meinem verlorenen sozialistischen Vaterland, nach dem Deutschland, das so anders war, so viel menschlicher.

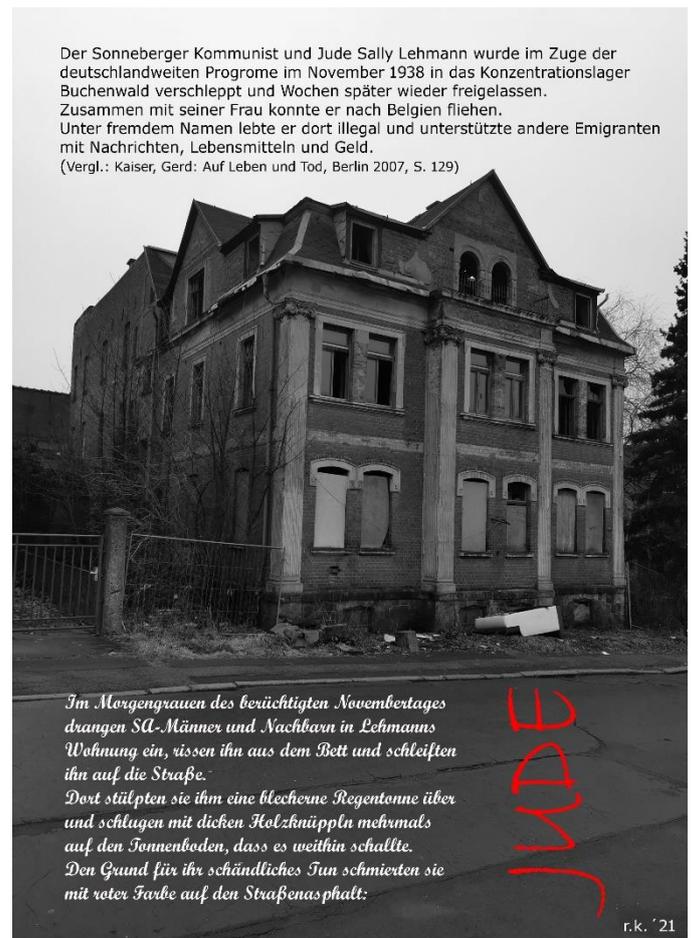


Aber nicht nur das Gebäude meiner ehemaligen Schule macht einen tristen Eindruck, sondern auch eine Reihe anderer verwahrloster Gebäude und Grundstücke, die neben herausgeputzten Immobilien

stehen. In der Straße befindet sich zum Beispiel mitten in einer heruntergekommenen Gartenanlage ein barackenähnliches Gebäude, an dessen Stirnseite ein Wandbild ins Auge fällt, welches spielende Kinder zeigt.

Das Bild wurde von der bekannten Sonneberger Künstlerin Anneliese Schenke gestaltet und verschönerte die Produktionsstätte eines Spielwarenbetriebs. Schade, dass es genauso verlorengelassen wird wie viele andere Zeugnisse unseres Spielwarenkombinats, das wohl fast alle Kinder in den sozialistischen Ländern einst mit Spielzeug versorgte. Übrigens – in meiner Straße erinnern auch der alte ramponierte Straßenbelag und die Bürgersteige an DDR-Zeiten. Zum Sanieren hat wohl das Geld der Kommune noch nicht gereicht. Ein Haus, besser gesagt eine Jugendstilvilla, ist mir in meiner Straße besonders wichtig. Ich freute mich vor einigen Monaten sehr, als ich sah, dass an diesem Gebäude, von dem ich schon glaubte, dass es ebenfalls dem Verfall preisgegeben sei, Sanierungsarbeiten begonnen haben. Es ist mir wichtig, weil mir mein ehemaliger Geschichtslehrer Peter Leutheuser zu diesem Haus eine Geschichte erzählte, die ich wohl nie wieder vergessen werde und an die ich mich jedes Mal erinnere, wenn ich an jener Villa vorbeigehe. Er war ein Schuljunge und auf dem Weg in seine Sonneberger Oberrealschule in der Karlstraße an jenem 9. oder 10. November des Jahres 1938. Da musste er erleben, wie der jüdische Händler Sally Lehmann aus jenem Haus, in dem er mit seiner Frau zur Miete wohnte, gezerrt wurde. Es waren SS und SA-Leute, aber auch Anwohner der umliegenden Straßen, die ihm eine leere Heringstonne über den Kopf stülpten, Latten aus den Zäunen brachen

und mit diesen auf die Tonne schlugen. Man trieb den Mann grölend die Karlstraße entlang bis zur Bahnhofsstraße.



Auf die Straße hatten diese Unmenschen mit großen roten Buchstaben einen Pfeil, der auf das Haus zeigte, gezeichnet und das Wort Jude geschrieben. Peter Leutheuser sagte, dass noch viele Jahre danach die Reste der Schrift lesbar waren. Nachdem ich diese Geschichte gehört hatte, erinnerte ich mich daran, dass mein Vater, der zu jener Zeit die Handelsschule am Spielzeugmuseum besuchte, vor vielen Jahren erzählt hatte, dass er an diesem Tag ähnliche Beobachtungen machte. Er konnte sich an Menschen erinnern, die man durch die Sonneberger Bahnhofsstraße jagte, am Hals Schilder mit der Aufschrift Jude. War es Lüge, Verdrängung oder das schlechte Gewissen,

wenn die meisten Sonneberger später davon nichts gewusst haben wollten? Ich habe mir vorgenommen, die Erinnerung an jene Ereignisse wach zu halten. Der

von mir und antifaschistischen Mitstreitern geplante „Weg der Erinnerung und Mahnung“ bietet dazu gute Möglichkeiten.

Die Novemberpogrome in Thüringen

von Brigitte Dornheim

Die Novemberpogrome von 1938 jähren sich dieses Jahr zum 82. Male. Am 80. Jahrestag, also 2018, sprach der Vorsitzende der jüdischen Landesgemeinde Thüringen, Reinhard Schramm, im Erfurter Landtag. In seiner Rede warnte er vor den Gefahren, denen jüdisches Leben auch heute wieder ausgesetzt ist. Er sagte, Deutschland müsse alles tun, damit nicht wie in Frankreich tausendfach Juden aus Angst um ihre Zukunft nach Israel übersiedeln. Er erklärte, dass die



Pogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938 der Auftakt zum Massenmord, zur Shoah war. Er sprach davon, dass Juden auch heute in Thüringen wieder Beleidigungen und Angriffen auf ihre Einrichtungen ertragen müssen. Wie in der Nazizeit, so Schramm, reagieren viele Menschen darauf mit Schweigen, Wegschauen und sogar heimlicher Zustimmung. Deshalb müsse die Erinnerung an den 9. November wachgehalten werden.

In Sonneberg lebten 1938 nur wenige jüdische Bürger und diese hatten auch

keine eigene Synagoge. In vielen südthüringischen Städten, so zum Beispiel in Suhl und Schmalkalden, gab es größere jüdische Gemeinden mit eigenen Gotteshäusern.

Am 9. und 10. November 1938 erlebte der elfjährige Karl Joachim Schuster in seiner Heimatstadt Schmalkalden in Thüringen, wie viele andere jüdische Kinder und ihre Eltern, die wohl schrecklichsten Stunden seines Lebens. Als Sechzehnjähriger schrieb er 1943 seine Erlebnisse und Gefühle als Augenzeuge und Opfer jener zwei Tage in Schmalkalden nieder.

„...Die 24 Stunden des 9. November gingen zu Ende, aber dieser Tag wurde um zusätzliche 24 Stunden verlängert. Sie waren die schrecklichsten 24 Stunden meines Lebens. Um 2.00 Uhr des 10. November wurde heftig an unsere Haustür geklopft. Die Klingel am Tor läutete ganz schrill. Meine Mutter öffnete die Tür. Draußen warteten zwei Mitglieder der SS. „Was wünschen Sie?“ „Herrn N. Schuster!“ Ja, er wohnt hier.“ „Er muss mit uns kommen“. Das war alles. Meine Mutter hatte verstanden. Sie ging rein, um meinen Vater zu rufen. Danach kehrte sie zurück zur Tür. „Wird er für lange Zeit festgenommen?“ „Wir wissen es nicht, aber ich glaube, dass er in Haft bleiben wird, bis dieser ganze Krach zu Ende ist.“ Das war wörtlich die Antwort.

Kurz danach brannte am Hauptplatz ein großes Feuer. Alles brannte: die Bänk-

chen unserer Synagoge, die Gebetsbücher, die mit Gold und Seide bestickten Tischdecken und Vorhänge, die Thora-Rollen. Der Schein der Flammen erreichte alle Winkel des Platzes und der benachbarten Straßen, genauso wie der blutige Schein des von Hitler am 1. September des darauffolgenden Jahres entfesselte Brand in alle Winkel der Erde drang.

Die organisierte Zerstörungs- und Terrororgie setzte sich den ganzen Tag fort. Alle jüdischen Männer im Alter von 15 bis 85 Jahren wurden zum Polizeirevier gebracht. Festgenommen wurden auch alle Frauen, die keine kleinen Kinder hatten, auch die ältesten von ihnen. Sie konnten erst um 22.00 Uhr nach Hause zurückkehren.

Fünfundzwanzig Frauen in einem kleinen, kalten und feuchten Keller. Die Frau des größten Ladenbesitzers unserer Stadt lehnte sich an die Schulter der Schwester eines Straßenverkäufers. Eine Dame unserer vornehmen Gesellschaft, die mit einem toleranten und fortschrittlichen christlichen Arzt verheiratet war und Jahrzehnte vorher getauft wurde, wurde von den Frauen der jüdischen Gemeinde getröstet.

Kurz vor 10.00 Uhr hörte man mehrere Detonationen. Die Frauen und Männer in ihren jeweiligen Zellen zitterten.

„Sie werden erschossen“, flüsterte die Mutter einer meiner Freunde, „bald werden wir dran sein“.

Nein, man erschoss sie nicht. Die Nazis sprengten unsere Synagoge, eines der modernsten und schönsten Gebäude der Stadt. In anderen Städten brannten die jahrhundertealten und ehrwürdigen, aus Holz gebauten Synagogen. Unsere war aus Stein. Für sie verwendete man Dynamit. Einige Wochen danach musste die Gemeinde 1.300 Mark bezahlen, um das Gelände mit den Ruinen der Synagoge abzuräumen. Die Nachbarn verlangten 1.000 Mark als Entschädigung für die durch die Explosion verursachten Schäden.

Die stärksten Männer - darunter mein Vater - mussten die Glasscherben der geplünderten Geschäfte von den Straßenräumen und in Pferdewagen laden. Aber als Pferde wurden sie selbst benutzt. Die SS-Chargen amüsierten sich, indem sie die vollgeladenen Wagen umkippten. Die Arbeit musste dann wieder begonnen werden. Es waren Glasscherben. Die Hände bluteten. Die Nazis lachten. Aber die Wagen wurden beladen.



Am selben Vormittag wurden mehrere der ältesten Juden dem Publikum vorgeführt, wie die Verbrecher im Mittelalter. SS und Polizei bewachten sie. Niemand lachte über die zerrissenen und schmutzigen Kleider und die blassen und angstvollen Gesichter der alten Menschen, die im Schlaf überrascht worden waren und den Eindruck erweckten, sie schliefen noch.

Als die Großmutter meines Freundes sah, wie ihr 76jähriger Ehemann durch die Straßen wie ein Mörder von den Polizisten geführt wurde, stieß sie einen schrecklichen Schrei aus, der mit keinem Wort beschrieben werden kann. Noch jetzt höre ich den Schrei in meinen Ohren. Dem alten Mann zu helfen war für uns unmöglich. Er starb zwei Wochen später im Konzentrationslager.

Dieses Wort klingt makaber, selbst für diejenigen, die dem Weltgeschehen keine Aufmerksamkeit schenken, und die die

schrecklichen Ereignisse in Europa nicht interessieren. Besonders düster klingt das Wort für uns, die immer der Gefahr ausgesetzt waren, es persönlich zu erleben. Deshalb benutzt kein deutscher Jude dieses Wort. Es ist ein verhängnisvolles Wort. Man sagt „Lager“ oder man benutzt die Abkürzung KZ.

Mittags begann sich das Gerücht zu verbreiten, dass die Männer nach Buchenwald transportiert werden sollten. Es war das am nächsten gelegene KZ. Wir konnten, wir wollten es nicht glauben. Aber kurz vor 13.00 Uhr hielten zwei Wagen vorm Polizeirevier. Kurz danach fuhren sie Richtung Norden.

Aus unserer Stadt wurden etwa zwanzig mitgenommen, darunter ein 15jähriger Freund von mir und mehrere Greise über siebzig Jahre alt. Siebzehn davon kamen nach zehn bis zwanzig Tagen zurück. Zwei von ihnen, Vater und Sohn, blieben dort drei Monate. Die Ehefrau, die ein argentinisches Einreisevisum für alle drei hatte, wartete voller Bange auf ihre Rückkehr. Sie stand am Rande des Wahnsinns. Als sie endlich freigelassen wurden, war der Vater krank, und der zwanzigjährige Sohn hatte weiße Haare. Mein Vater kehrte am 27. November zurück. Am 21. Dezember verließen wir den Hamburger Hafen, am

31. Dezember 1938 betraten wir amerikanische Erde. Ich könnte mehr erzählen, weitere Blätter über die Gräuel in Nazi-Deutschland füllen. Ich könnte über die KZ sprechen und beschreiben, wie zweihundert Mann in einem Raum schliefen, der nur Platz für fünfzig bot. Ich könnte erzählen, von sie von Durst gepeinigt waren und dass sie 50 Pfennig für ein Glas Wasser bezahlen mussten; wie die Kälte der grausamen Winternächte sie moralisch und körperlich vernichtete; dass sie mit Walfleisch gefüttert wurden und ihnen verboten war, das Klosett zu benutzen, auch dass sie Steine schleppen mussten wie die Sklaven in der Antike...Ich muss aber hinzufügen, dass das, was in unserer Stadt geschah, nicht vergleichbar war mit dem, was sich in anderen Städten zutrug. In unserer Stadt wurden die Türen nicht eingetreten und die Möbel nicht mit dem Beil zerstört. Sie vergewaltigten die Frauen nicht und prügeln die Kinder und die alten Leute nicht, wie man es in anderen Städten tat...

(Hans Nothnagel, Juden in Südthüringen, Band 4 Die jüdische Gemeinde Schmalkalden und ihr Ende im Holocaust, Suhl, 1999, S. 75/76)

Der „Tennisjude“ Dr. Cohen aus Sonneberg

von Brigitte Dornheim

Bei meinen Recherchen zur Reichspogromnacht von 1938 in Thüringen stieß ich auf eine Quelle, die zeigt, wie damals Denunziation und Ausgrenzung jüdischer Bürger funktionierte. Die Quelle ist die Rhönzeitung mit ihren „Beobachtern“ für die Kreise Sonneberg und Hildburghausen.

Hier einige Ausschnitte aus dieser Zeitung.

Rhön-Zeitung, 3. April 1933 2. „Tennis-Jude Dr. Cohen“ – Beobachter für die Kreise Sonneberg und Hildburghausen (10. Juni 1933) Tennis-Jude Dr. Cohen. Wer des öfteren seine Schritte in der Köpelsdorferstraße am Spielplatz des Sonneberger Tennisclubs vorbeilenkt, muss mit Verwunderung feststellen, dass immer noch der Jude Dr. Cohen den Tennisplatz mit dazu geeigneten Füßen platt tritt... Wir richten hiermit an den Vorstand

des Tennisclubs die uns stark interessierende Frage, ob der Jude Cohen etwa noch als Mitglied geführt wird und falls ja, warum man noch nicht dem selbstverständlichen Beispiel anderer Gesellschafts- und Sportvereine gefolgt ist, um seinen eigenen Bau sauber zu halten. Nachdem wir den Tennisclub von der recht zweifelhaften Figur eines Dr. Schipfel befreit haben, wird man uns hoffentlich recht dankbar sein, wenn wir einen weiteren Schönheitsfleck in der Person des Juden Cohen ausmerzen helfen. Tennis – Heil ! Beobachter für die Kreise Sonneberg und Hildburghausen, 10. Juni 1933 3. „Dr. Coh(e)n ist immer noch im Tennisclub“ – Beobachter für die Kreise Sonneberg und Hildburghausen (22. Juli 1933) Dr. Coh(e)n ist immer noch im Tennisclub Die Ortsgruppe Sonneberg des D.-De.-Alpenvereins hat sich in ihrer letzten Hauptversammlung zum Führerprinzip bekannt und den Arierparagraphen in ihre Satzung eingeschaltet. Also gilt auch hier, wie in den meisten besseren Vereinen: Juden haben keinen Zutritt! Der Sonneberger Alpenverein kann sich rühmen, keinen Hebräer in seinen Reihen zu führen, den er jetzt erst ausschließen müsste. Es bleibt aber nach wie vor sehr verwunderlich, dass ausgerechnet der vornehme Tennisclub sich immer noch nicht dazu aufraffen kann, den Juden Dr. Cohen aus seinen Reihen zu entfernen. Anscheinend hat man sich durch das ebenso umfangreiche wie freche Verteidigungsschreiben des „Frontkämpfers“ Cohn einschüchtern lassen und will ihm nun nicht zu nahetreten. Cohn war im Krieg Arzt und hat als solcher „hervorragenden Anteil an den größten Schlachten des Weltkriegs... Hier in Sonneberg tauchte er nach dem Kriege auf und betreibt seitdem einen Spielwarenhandel. Seine Vorfahren waren in München Juristen und erhalten von ihm das höchste Prädikat für ihre Tüchtigkeit und Fähigkeit (im jüdisch-römischen Recht haben sich die Juden von jeher schon „wie zu Hause“ gefühlt!). Sogar

hoffähig sollen die Cohns ehemals gewesen sein. Was soll das alles heißen? Der Arierparagraph steht für uns nicht nur auf dem Papier, bei uns wird mit Strenge darauf gehalten, dass die Nichtarier eine Gemeinschaft wohl unter sich bilden können, nicht aber mit uns. Dazu gehört endlich auch, dass der Tennisclub den Juden Dr. Coh(e)n aus seinen Reihen entlässt. Und wenn man ihn durchaus vornehm glaubt behandeln zu müssen, dann soll man ihm nahelegen, seinen Austritt selber zu erklären... Wir sind tatsächlich gespannt, wie lange man der deutschgesinnten Bevölkerung Sonnebergs eine derartige Schande noch vorzuführen gedenkt... Wer nun aber glaubt, dass dieser Jude aus der gesellschaftlichen Atmosphäre Sonnebergs draußen sei, der hat sich schwer geirrt. Zwar haben wir im Beobachter immer und immer wieder darauf hingewiesen, wie verfilzt diese Sippschaft in allen möglichen Vereinen und Verbänden drinsitzt, aber erst bei einer notwendigen Säuberungsaktion wird dann auch der breiten Öffentlichkeit klar, in welchem Ausmaße das Judentum seine Sicherungsposten in das Bürgertum hineingetrieben hatte. Der Jude Cohen ist heute immer noch Mitglied im D.O.B., im „Deutschen Offiziers-Bund“. Diese exklusive Vereinigung ehemaliger aktiver, Reserve- und Landwehr-Offiziere, die auf ihre stramm nationale Gesinnung immer recht stolz war, hat in ihren Reihen einen internationalen Juden sitzen! Einen Angehörigen derjenigen Rasse, die über die ganze Welt verbreitet ist und überall dort, wo sie maßgeblichen Einfluss auf Regierungen gewonnen hat, am völkischen Untergang die Hauptschuld trägt. Ein Angehöriger dieser Völkerzersetzenden Rasse, der Jude Dr. Cohen ist Mitglied eines deutschen Offiziersbundes! Ist Mitglied einer Vereinigung die sich zunächst einmal aus deutschen Männern zusammensetzt und dann aus solchen, die den Offiziersstand vertreten sollen! ...Einen Angehörigen derjenigen Rasse, die das Helden- und damit das Soldatenideal als

„dümmstes“ Ideal bezeichnet! Wie kann es möglich sein, dass dieser Jude immer noch als Mitglied im deutschen Offiziers Bund geführt wird? Ist man auch dort auf den umfangreichen Brief des jüdischen Stabsarztes an den Reichsstatthalter General von Epp hereingefallen? Was Cohen dort versucht, das haben alle Juden vor ihm unternommen, nämlich klarzumachen, dass er ein tapferer Soldat und ein treuer Deutscher gewesen sei. Der Beweis hierfür muss allerdings als völlig missglückt angesehen werden, seitdem das

Judentum eine eigene Statistik über seine „Frontkämpfer“ ausgestellt hat, und die von der Heeresleitung während des Krieges angestellten Erhebungen auf jüdischen Druck von oben herunter eingestellt wurde. Seitdem wir mit eigenen Augen draußen gesehen haben, wie der Ordenssegen an die jüdischen Etappenhengste reichlich quoll, seitdem machen wir uns so unsere eigenen Gedanken über ihn: den „tapferen, jüdischen Frontsoldaten“, nicht wahr, Herr Stabsarzt?...

In eigener Sache

Wir, die Redaktion des „rotinfo sonneberg“, erklären:

- Das „rotinfo sonneberg“ ist keine Onlineplattform.
- Wenn wir schreiben, „Und wie immer hoffen wir auf Eure Meinung“, meinen wir Lesermeinungen zu Texten in unseren Ausgaben.
- Der Umfang eines Leserbriefes ist im Impressum angegeben.
- Und natürlich muss die Meinung der Leserbriefschreiber nicht die der Redaktion sein.

Seit Kurzem versenden wir unser „rotinfo sonneberg“ auch per Post an Freunde und Genossen, die keinen Internetanschluss besitzen. Dadurch entstehen uns Druck- und Portokosten. Deshalb sind uns Spenden willkommen.

Spendenkonto: Reiner Kotulla, IBAN: DE53 5155 0035 0027 3107 88

Alle Ausgaben des rotinfo sonneberg hier im Archiv:

<https://thueringen.dkp.de/rotinfo-sonneberg/>

Weitere Informationen finden sich auf den Webseiten der Wochenzeitung „unsere Zeit“



<http://www.unsere-zeit.de/>

Impressum

rotinfo sonneberg, Hrsg.: DKP-Grundorganisation Sonneberg, Karlstraße 33, 96515 Sonneberg. V.i.S.d.P: Brigitte Dornheim, Reiner Kotulla. Erscheint unregelmäßig.
Leserbriefe, Anfragen, Artikelvorschläge (bis 3000 Zeichen mit Leerzeichen) an:
E-Mail: rotinfo-sonneberg.de oder reiner.kotulla@t-online.de

**Wenn Du uns schreibst: „Bitte nehmt mich aus dem bzw. in den Verteiler“,
kommen wir dem sofort nach.**